

DIE BESONDERHEITEN DER KNAPPEN UND PRÄZIS POINTIERTEN SPRACHE IN DEN WERKEN VON LYDIA MISCHKULNIG

Dr. phil. **Lutfulla Kholiyarov**
O'zbekiston davlat jahon tillari universiteti
Tarjimonlik fakulteti,
Roman – german tillari tarjimashunosligi kafedراسi mudiri
lutfulla1972@mail.ru
kholiyarov72@gmail.com

Qosimova Yayra Maxmudovna
O'qituvchi
O'zbekiston davlat jahon tillari universiteti
Tarjimonlik fakulteti,
Roman – german tillari tarjimashunosligi kafedراسi
yayra.76@mail.ru

Abstract: *Der vorliegende wissenschaftliche Artikel ist ein Versuch, hier die Verhältnisse zurechtzurücken. Der Artikel richtet sich an Studierende der Germanistik; es möchte dazu beitragen, ein Bewusstsein dafür zu wecken, dass es sinnvoll ist, von einer österreichischen Literatur zu sprechen, die ihre eigenen Qualitäten hat. Damit ist selbstverständlich keinem Provinzialismus das Wort geredet. Natürlich ist die österreichische Literatur weitestgehend im Rahmen der deutschsprachigen Literatur zu verorten, und natürlich ist sie Teil der europäischen Literatur. Aber: discernere necesse est. Gerade im Zeitalter der Globalisierung ist es vonnöten, sich der Differenzen bewusst zu bleiben. Die Welt ist kein Einheitsbrei, und die deutschsprachige Literatur ist es auch nicht.*

The present scientific article is an attempt to set the record straight. This article is aimed at students of German studies; it seeks to raise awareness of the value in recognizing Austrian literature as a distinct entity with its own qualities. Of course, this is not intended to advocate for provincialism. Naturally, Austrian literature is largely situated within the framework of German-language literature, and it is undeniably a part of European literature. However: discernere necesse est (it is necessary to distinguish). Especially in the age of globalization, it is important to remain aware of differences. The world is not a homogeneous mass, and neither is German-language literature.

Lydia Mischkulnig ist am 2. August 1963 in Klagenfurt / Kärnten Geboren. Ab 1981 studierte sie an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Graz und Wien und ab 1985 auch an der Filmakademie Wien. Sie ist seit 1991 literarisch tätig. Sie schreibt seit 1991 Erzählungen, Hörspiele und Romane.

Sie erzählt sie ohne die effekthascherischen Legenden, mit denen in Wien oft Eigenheiten zu Einmaligkeiten stilisiert werden. Lydia Mischkulnig berichtet klar, bleibt nüchtern, am Boden. In manchen Momenten ist sie vermessen selbstsicher, dann

wiederum dominiert ernstes Augenmaß. Man weiß nicht so recht, wie man ihre Absolutheit einschätzen soll.

Vor fünf Jahren hat Lydia Mischkulnig, nach ihren zwei Studien übers Drehbuchschreiben zur Literatur gefunden. Schreiben sei zwar eine langwierige, mühsame, nervenaufreibende Arbeit. Ist der Text einmal fertig geschrieben, aber dennoch die schönste. Am Anfang sagte sie sich *„Ich muss das Schreiben wirklich als Arbeit annehmen und anerkennen. Ich kann nicht rumlaufen, bis mir die großen Ideen einschließen und dann schreibt es sich von alleine.“*

Eine geradezu unbändige Willenskraft treibt die zarte, eine Radikalität, die sie selbst an sich wieder durchaus paradox erlebt. Sich nicht beirren und verwirren lassen, von dieser Idee besessen, treibt sie die Zweifel aus ihrem Leben. Wie eine Einsiedlerin, fernab von Schriftstellerkollegen und den Gedanken an die Leser hämmert sie sich formale Fragen ein: Was ist ein Theaterstück, was ist an dieser Situation theatralisch. *„Ich muss mich konzentrieren auf das Medium, ich muss es verinnerlichen, um mir dann die Legitimation zu erteilen.“*

Das Gefühl während des literarischen Schaffens sei Verlorenheit und ein Ringen um die Koordinaten, die einen definieren. Offensichtlich entkommt die Schriftstellerin der literarischen Spurensuche immer wieder und findet die notwendige Distanz zu sich selbst und ihrem Werk.

Der Funke in der Literatur, das hat sich die Kärntnerin bewusst gemacht, liegt in der Verknüpfung der Worte: sich eine Sprachwirklichkeit erschaffen.

Unerbittlich, konstruiert und sprachlich brillant wären auch die Worte, mit denen Lydia Mischkulnigs erster Roman *Halbes Leben* treffend charakterisiert ist. In ihm kreist der einbeinige Held um Eros und Tod. Der Roman beschreibt seine Reise in die Erinnerung, im Buch mit Phantomschmerz umschrieben.

Sie lebt in Wien.

Sie hat folgende Preise bekommen: Literaturförderungspreis des Forum Stadtpark Graz (1994); Max-von-der-Grün-Anerkennungspreis für „Literatur zur Arbeitswelt“ der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Oberösterreich und der Stadt Linz (1995); Bertelsmann-Literaturpreis des Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs (1996); „manuskripte“-Preis (2003).

Sie habe folgende Werke geschrieben:

Halbes Leben. Roman. Graz, Wien: Droschl 1994; *Hollywood im Winter*. Roman. Innsbruck: Haymon 1996; *Sieben Versuchungen*. Erzählungen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1998; *Umarmung*. Roman. Wien: DVA 2002. *Lärm der Stille*. ORF 1994.

Werkbesprechung:

Lydia Mischkulnig hat ein Enthüllungstalent. Zum einen enthüllt sie ihren eigenen Weg zur Schriftstellerin.

Die Familie, Keim und Herz jeder Gesellschaft, Kern und Ursache aller Neurosen, diese gleichermaßen gepriesene wie verdammte Institution gerät am Ende dieses Jahrhunderts mehr und mehr zum Auslaufmodell. Doch allen Unkenrufen zum Trotz hat die Familie als Mikrokosmos von Gesellschaft und Erklärungsmodell der Welt für

Künstler nichts von ihrer Anziehungskraft verloren. Lydia Mischkulnig, die vergangenes Jahr in Klagenfurt für einen atemberaubend schnell vorgetragenen Text den Bertelsmann-Literaturpreis gewann, greift in ihrem ebenso rasant erzählten Roman „Hollywood im Winter“ auf eine viel interpretierte Familiengeschichte, auf das Ödipusdrama zurück.

Den Ödipus des Sophokles soll der Regisseur Berg anlässlich der Festspiele einer österreichischen Stadt inszenieren. Dazu ist er von Tauschitz, dem Hauptsponsor der Festspiele, eingeladen. Er darf sogar im Turm der Festung residieren, die Tauschnitz mit, seiner Familie bewohnt. Versteht, sich von selbst, dass sowohl Mutter Tauschitz als auch ihre Tochter Aptonia dem Gast nachstellen.

Als Parallelhandlung zur fortschreitenden Odipus-Inszenierung, an welcher der Regisseur mehr und mehr verzweifelt, wird die Herkunft des Tauschitzsohns Cäsar, von den Eltern als Genius und Theatergott in spe geplant, enthüllt. Er wurde – „Mutter Edith leckt sich genüsslich über die Lippen, als könnte sie die ausgeplauderte Erinnerung Wort für Wort abschlecken und nach einmal genießen“ - von Berg gezeugt. Tauschitz wollte, selbst künstlerisch total unbegabt, mit Bergs unfreiwilliger Hilfe ein Genie und damit Unsterblichkeit in seine Familie pflanzen. Jetzt soll der Junge mit Hilfe seines leiblichen Vaters groß herauskommen. Er soll nach dem Wunsch der Eltern in der Inszenierung den Ödipus spielen.

Aus dieser Grundkonstellation entwickeln sich während der Festspiele allerlei Turbulenzen - ohne Folgen. Denn Mischkulnig dreht alles, was der alte Sophokles an dramatischen Höhepunkten für seine Helden bereithält, ins Lächerliche, indem sie ihre Helden diese Handlungen nicht ausleben, sondern, wenn es hochkommt, ausspielen lässt. Denn so große Leidenschaft, dass es für Mord oder ähnliches langte, graut man ihren Figuren nicht zu. Mit diesen Menschen verhält es sich wie mit der Schneekugel, die ein amerikanisches Ehepaar den Kindern der Familie schenkt. Wenn man sie dreht, schneit es darin auf die Hügel Hollywoods. Genauso künstlich wie das Bild von Hollywood im Schnee erscheint das Seelenleben der Protagonisten. Sie fristen ein Dasein, das ausschließlich von Eitelkeiten und Geltungssucht bestimmt ist.

Die Autorin führt sie vor wie in einem Kasperltheater. Und bleibt dabei selbst auf dem Schnürboden ihrer Erzählung hängen. Der Blick hinter die Fassade der Figuren wird verwehrt. Und man möchte eigentlich auch nicht wissen, wie es dahinter aussieht, weil man die Leere ahnt. Das Maskenhafte der Figuren stört wenig, weil die Geschichte witzig und schnell, mit einigen originellen Einfällen erzählt wird. Mischkulnig führt die Sprache und die sie benutzenden Menschen ad absurdum, indem sie allseits beliebte Floskeln und Redensarten aus den gewohnten Bildern reißt. In anderem Kontext erstrahlen sie dann in ganzer Platitude. Die subversive Lust am Sprachspiel, am überraschenden Vergleich schafft Sprachgebilde, in denen kein Stein mehr auf dem anderen steht. Man liest von „Lachgerinnseln“, die sich in Gesichter „meißeln“, vom „Wort“, das einer erhebt, indem er einen anderen wegschiebt „wie einen Vorhang“.

Das treffende Bild, der lapidar-ironische Vergleich machen die Stärke dieser Prosa aus. Dass dabei keiner gut wegkommt, versteht sich von selbst. Und dass man

Spaß beim Lesen hat, auch. Auf diese kecke Art vorgeführt, kann der Mythos Familie noch Jahre überleben.¹

Sieben Erzählungen, Geschichten, die zum Teil seit 1994 verstreut in renommierten Literaturzeitschriften zu lesen waren, verbinden sich hier zu einem einheitlichen Ganzen. Das darin besteht, dass Lydia Mischkunnigs Texten eine besondere Perspektive bzw Atmosphäre der Welt- und Menschenbeschreibung eignet. Die annähernd gleich bleibt, wo Orte, Personen und Absichten wechseln wie die Facetten im Kaleidoskop.

Dieses Phänomen einer eindeutig wieder erkennbaren Schreib-Perspektive mag u. a. auf handwerklichem Können, der Fähigkeit zu sprachlicher Konzentration beruhen. Es lässt sich jedenfalls salopp als „Stil“ bezeichnen- der so angelegt werden kann, dass er einer literarischen Mode eher folgt oder widerspricht. Für die *Sieben Versuchungen* träfe ersteres zu: Schreibweise und Thematik sind mitunter so zeitgeistmagazingemäß und glatt medienkompatibel, daß sie in den Verdacht des allzu „Trendigen“ geraten. Wäre da nicht manches, was einer stromlinienförmigen Lektüre widerspricht.

In „Bande“ „*Eroica*“, „*Brautplan*“, „*Spielplatz*“, „*Blende*“, „*Glatteis*“ und „*Harmonielehre*“ (so die Titel der Geschichten) stoßt man auf durchaus wenig sympathische Menschen. Fast jeder und jede kalkuliert, manipuliert und lügt, um einen anderen dort festzunageln, wo ihm der Platz im eigenen Lebensplan zgedacht wird. Die Sehnsucht nach Nähe wird, in Verbindung mit der Angst zu unterliegen, zur Aggression, deren wahren Charakter Ich-Erzähler und -Erzählerinnen mit Wörtern sorgfältig verschleiern.

In der Erzählung *Blende* zum Beispiel, trifft man auf den Kameramann, der, berufsbedingter Voyeur und überzeugter Feminist, die Geburt seines Kindes filmen will. Fatalerweise empfände dessen Mutter, eine frauenbewegte Fernsehredakteurin, ihr Gefilmtwerden als Vergewaltigung (was er natürlich versteht). Doch er erreicht sein Ziel, zuletzt mittels Selbstüberlistung.

Die Erzählung beginnt übrigens damit, dass er, frisch verlassen, nach dem Auge sucht, das ihm seine Frau kurz vor ihrem Weggang ausschlug. Als er es findet und wieder einsetzt, merkt er zu spät, dass die Pupille statt nach außen nun in sein Inneres zeigt. Doch der Innenblick offenbart nichts, kein Selbst, sondern bleibt gleichgültiger Einblick in den eigenen Körper, wo es rot, feucht, fleischig und schwammig aussieht. Langweilige Organe.

Wie in den meisten anderen der Erzählungen erfährt man in „*Blende*“ mittels Rückblenden die prägenden Episoden aus dem Leben der Hauptfigur. Kameramann Klaus ist vom Visuellen besessen - sein Zugang zu anderen heißt: sehen. Und da das Auge ein gieriges, heikles Sinnesorgan ist, akzeptiert es alles, außer dem Unschönen. „*Schmerz ist die höchste Gefahr für Gesichtsverlust*“, reflektiert der Voyeur einmal und enttarnt sich damit als Bewohner einer „schönen, neuen Welt“ eigener Ängstlichkeit.

¹ Schenk, Heidrun: Ödipus im Kasperltheater. Lydia Mischkunnigs Roman „Hollywood im Winter“. Stuttgart: Stuttgarter Zeitung 24 Jän. 1997, S. 24.

Das Filmen dient nicht nur dem Sehen, auch dein Abstandhalten. Auch die anderen Figuren Lydia Mischkulnigs versetzen sich nur soweit in ihre Mitmenschen, als sie daran interessiert sind, sich für zugefügten Schmerz zu rächen, den anderen loszuwerden oder an sich zu binden. In der zunehmend komplexen Darstellung dieser Absichten, enttarnen sich Opfer als Täter und umgekehrt. Niemand ist nur eins. Niemand kennt sich. Niemand ist gut.²

In der längsten und letzten Erzählung des Bandes, „Harmonielehre“, werden aus der Perspektive der Ehefrau die Tage nach einem Herzanfall ihres Mannes (in der Nacht zu seinem 50. Geburtstag) aufgerollt, eine bohrende Vivisektion alltäglicher Vorfälle.

Mischkulnig schildert in knapper und präzise pointierter Sprache (einerseits spielerisch leichte Sprachspiele, die lässig mit Ein- und Mehrdeutigkeiten arbeiten, andererseits mit einer beachtlich pulsierenden, Vorwärtsdrängenden, suggestiven Kraft) alltägliche Katastrophen.

Die jeweiligen Ausgangspunkte sind Geburt und Tod, und die hierbei zwangsweise zahlreich ausgelösten Deformationen. Schließlich muss jeder für sich entscheiden, „wie Schluss gemacht wird. Selbstmord, Unfall oder körperliches Versagen“.³

Alle sieben Erzählungen, entstanden in den letzten vier Jahren, haben provozierende Themen. Emanzipation der Frau, Kinderpornographie, latenter Rassismus, Macht der Bilder, Schwangerschaft, Identitätskrise. Hinter diesen, unsere Gesellschaft kräftig in Atem haltenden Themen lauern subversiv Neid, Missgunst und alles, was Antonius um das Jahr 300 zu schaffen machte.

Lydia Mischkulnigs Personen gehören der heutigen Welt an. Sie sind eigenständig, haben selbständige Berufe, führen ein freies Leben, sind Lifestyle-Journalisten wie Eva oder Ärzte wie Jakob. Sie haben keine Geldsorgen, aber idiosynkratische Störungen. Ob sie Urlaub machen oder Feste feiern, etwas quält sie. Immer gibt es einen Widerhaken. Sie spielen einander was vor, während ihre Gedanken in einem anderen Terrain spazieren gehen.⁴

Lydia Mischkulnig thematisiert in ihrem Roman *Umarmung* auf äußerst kunstvolle und immer wieder ironisch gebrochene Weise die verschiedenen Diskurse von Körperlichkeit, von Leben und Tod in ihrer zeitgenössischen und historischen Dimension. Den Frauen steht es ja seit Jahrtausenden zu, auf ihr Äußeres zu achten, ihre Haut zu pflegen - da spannt der Roman den Bogen bis zu Ägyptens Nofretete-, während die Erzählerin und ihre Akteurinnen mit Vorliebe ins Körperinnere blicken und zwar bis auf die Knochen, den beständigsten Teilen des menschlichen Körpers.⁵

² Schwaner, Birgit: Opfer als Täter und umgekehrt. Lydia Mischkulnig führt sieben Kunstfiguren in Versuchung. Wien: Wiener Zeitung 30 Okt. 1998, Beil. Extra, S. 6.

³ Pichler, Georg: Planskizzen zur Geschlechterdifferenz. Beängstigend pointiert: Texte der Kärntnerin Lydia Mischkulnig. Wien: Der Standard 14 Nov. 1998, Beil. Spektrum, S. VII.

⁴ Auffermann, Verena: Liebe ist kein Spaß. Lydia Mischkulnig erzählt höllische Geschichten aus unserer Welt. München: Süddeutsche Zeitung 28 Nov. 1998, Beil. S. IV.

⁵ Gürtler, Christa: Ich bin Andere. Mit einem Roman über das Schreiben und Entwürfe weiblicher Identitäten meldet sich die Kärntner Schriftstellerin Lydia Mischkulnig wieder zu Wort. Wien: Die Furche 14 Nov. 2002, Nr. 46, S. 16.

Literaturverzeichnis

Auffermann, Verena: Liebe ist kein Spaß. Lydia Mischkulnig erzählt höllische Geschichten aus unserer Welt. München: Süddeutsche Zeitung 28 Nov. 1998, Beil. S. IV.

Gürtler, Christa: Ich bin Andere. Mit einem Roman über das Schreiben und Entwürfe weiblicher Identitäten meldet sich die Kärntner Schriftstellerin Lydia Mischkulnig wieder zu Wort. Wien: Die Furche 14 Nov. 2002, Nr. 46, S. 16.

Kholiyarov, Lutfulla: Österreichische Literatur der Gegenwart. Verlag „Fan texnologiyasi“. Taschkent., 400 Seiten.

Pichler, Georg: Planskizzen zur Geschlechterdifferenz. Beängstigend pointiert: Texte der Kärntnerin Lydia Mischkulnig. Wien: Der Standard 14 Nov. 1998, Beil. Spektrum, S. VII.

Schenk, Heidrun: Ödipus im Kasperltheater. Lydia Mischkulnigs Roman „Hollywood im Winter“. Stuttgart: Stuttgarter Zeitung 24 Jän. 1997, S. 24.

Schmidt-Dengler: Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990. Salzburg, Wien: Residenz 1995, S. 532.

Schwaner, Birgit: Opfer als Täter und umgekehrt. Lydia Mischkulnig führt sieben Kunstfiguren in Versuchung. Wien: Wiener Zeitung 30 Okt. 1998, Beil. Extra, S. 6.

Zeyringer, Klaus: Österreichische Literatur seit 1945. Innsbruck: Haymon, 2001, S. 201-202; 485-488; und 489-490.